ca. 1978

In seinem zweiten Buch "Streuselkuchen in Ickern" setzt sich Hans Dieter Baroth erneut mit seiner Herkunft aus einer Bergarbeiterfamilie im Ruhrgebiet auseinander. Es wird wiederum eine Abrechnung - weniger offen und direkt, nun cool und distanziert, aber letztlich nicht minder entschieden.

Baroth beschreibt Lebensvorgänge, Gewohnheiten, Dinge, Räume, Menschen.
Kapitelweise entwirft er die Bilder seines Großvaters, seiner Tante Wally (eine Schwester seiner Mutter) und deren acht Kindern.
Seinen Großvater, der 1896 ins Ruhrgebiet kam, hat er nicht persönlich gekannt. Aber das vergißt man schnell, denn Baroth zeichnet ein so detailliertes Bild von ihm, daß man erstaunt ist über die Fülle der Einzelheiten. Zum Beispiel weiß er: "Kinder empfand er als Unglück. Er hatte sie sich nicht gewünscht, sie waren gewissermaßen die lebenslange Strafe für die wenige Lust seines Lebens." (S. 25).
Woher weiß der Enkel das? Dokumentarische Literatur? Dichterische Freiheit?
Eine zugespitzte Formel für ein ganzes Leben. Eine Reduktion, auf die ein Literat kommt, aber kein Arbeiter im Ruhrgebiet - weil er anders erfährt, verarbeitet, denkt, urteilt. Eine faszinierende formulierte Verallgemeinerung - aber real? Baroths Stil erweckt [zunächst] das Vertrauen, daß der Autor dokumentarisch arbeitet: präzise Details, Authentizität, geradezu archivarische Registration - vieles daran verblüffend, treffsicher, sozialgeschichtlich und sozialwissenschaftlich auswertbar (z. B. die Beschreibung von Wohnungen und Eßgewohnheiten). Aber dieser Stil kann den mit den Verhältnissen im Ruhrgebiet nicht vertrauten Leser darüber hinwegtäuschen, daß es sich um eine sehr subjektive Darstellung handelt - um die [eng selektierende und zudem] eingefärbte Brille des Aussteigers, der in coolem Zorn auf seine verlassene Unter-Welt zurückblickt.
Ein Beispiel dafür wie Baroth aus geradezu Nichts weitreichende Schlüsse zieht - und immer gegen die Personen: "Dann müssen Sie auf Ihre [Fernseh-]Gebühren auch mal einen trinken." - "Mutter, das mach ich auch", er ist sichtlich frohgestimmt. Es dreht sich



zunächst

eng selektierende und zudem

um ihn, er ist mal im Mittelpunkt. Die Frau wirft mir noch einen mißtrauischen Blick zu. Sie weiß, daß ich ihn ihr entzogen habe, sieist abgehängt." (S. 352).
Baroth kann durchaus darauf vertrauen, ein breites Lese-Publikum zu gewinnen - denn er scheint minutiös, mit literarischer Empirie die Beweise für die Vorurteile in den Mittelschichten über Arbeiter, vor allem über Arbeiter im Ruhrgebiet, liefern zu können. Unddies auch noch mit dem Gütesiegel eigener Abstammung.
Aber: ist nicht inzwischen in der Sozialwissenschaft bekannt, daß viele Aufsteiger dazu tendieren, sich entschieden von ihrer Herkunft zu distanzieren?
Baroth reduziert die proletarische Welt des Ruhrgebietes auf zwei Typen von Arbeitern: dieeinen wollen aussteigen - als Berufsboxer, Schauspieler, Boutiquenbesitzer, in kleinbürgerliche Existenz; die anderen sind auf andere Weise primitiv: sie schmoren selbstgenügsam im eigenen Saft. Und sonst gibts nichts? Hat's nichts gegeben?
Alle zeichnen sich durch primitive Emotionalität aus. Beim Tode eines Verwandten spüren sie so gut wie keine Trauer. Sie genießen den Schnaps nach der Beerdigung und singen "Oh, du schöner Westerwald."

Die uralte subtile Dialektik des Leichenschmauses hat Baroth nicht interessiert.

Sexualleben ist roh, öde, brutal. Die Männer denken nur an sich. Es gibt keine Zärtlichkeit.
Schwangerschaften werden generell als großes Unglück angesehen - nicht etwa erst beim 6. Kind, sondern meist schon beim ersten, spätestens aber beim zweiten.

Die einzige Frau, die Spaß an der Sexualität hat, treibt es dann auch gleich mit allen - "Die ist eine richtige Fose geworden." (S. 369).

Das Verhältnis zwischen Geschwistern ist ein einziges Sich-gegenseitig-Austrixen. Diese Einstellung hält ein Leben lang an und ist Schuld daran, daß die Erwachsenen sich aus dem Wege

gehen, keinen Kontakt miteinander haben, in ewiger Feindschaft leben.
Maßstäbe, an denen sich Romanfiguren oder der Leser orientieren könnte, erscheinen überhaupt nicht. Motto: Wie man's macht, ist es falsch.
Diese Art von Destruktion hat eine lange litararische Tradition. Bürgerlicher Nihilismus, der sich als Besserwisserisch genießt- die "Spiegel-Masche" in der Literatur: Wenn schon alles Scheiße ist, bin ich wenigstens der kluge Durchschauer.
Baroth bringt präzise Details. Sie täuschen Objektivität vor und verschleiern die Tatsache, daß die Subjektivität in der Auswahl der Details liegt.
Das Spektrum, das er ~~beschreibt~~ ausbreitet, ist so reduziert, daß seine Grundhypothese sich in der Beschreibung des Lebensweges jeder Person von neuem bestätigt: die erbärmliche Kindheit im Ruhrgebiet, die von Armut, Elend, Brutalität, gegenseitiger Quälerei unter den Geschwistern, sich Austricksen und Egoismus gekennzeichnet ist.
Die Details sind präzis - wie ein Foto: ~~genau im Detail,~~ aber die Schwärzen werden so aufgedreht, daß die Bilder nicht mehr die Realität widerspiegeln - man kennt das sattsam aus der Fotografie-Geschichte, zumindest aus der kritisch durchleuchteten.
~~Für den Leser erscheint die Darstellung auf den ersten Blick so authentisch wie ein Foto. Aber: der Fototrick verändert die Realität.~~

Der Schreiber ist jemand, der sich mit abgrundtiefem Haß von seiner Vergangenheit trennt - in ~~diese~~ einer persönlichen, ganz subjektiven Aufarbeitung. ~~([illegible]) wird sogar als ein Stück "Klassengeschichte" bezeichnet (Umschlagtext)~~.
"Das Nadelöhr" des subjektiven Bewußtseins hat zugeschlagen.
Baroth schreibt sich seine Unlust, seinen Ärger, seine Verachtung der Leute von der Seele. Er tut es geschickter als in seinem ersten Buch. Die Wertungen laufen indirekter.

Schon nach seinem ersten Roman verteidigten ihn seine Fans: Literatur darf, ja muß subjektiv sein. Wie bitte?
Baroths Anspruch: eine Familiengeschichte exemplarisch als "ein Stück Klassengeschichte" darzustellen - so stehts im Klappentext des Buches, der vom Autor zumindest authorisiert sein müßte. Hinzu kommt der dokumentarische Anspruch seiner Darstellungsweise.
Aber: wenn diese von Baroth selbstgewählten Ansprüche ernst nehmen und prüfen, wenn wir seine realistisch gemeinte Ästhetik schlicht der Realitätskontrolle unterwerfen - wird die Verteidigung der "Subjektivität" als sophtistisches Ausweichmanöver von Literatur-Kritikern sichtbar - als eine Theaterwolke, ätsch! Der Künstler kann machen, was er will!
Darf er es auf Kosten der Millionen Menschen, mit ihren gegenwärtigen und historischen Existenzen im Ruhrgebiet - als "Klassengeschichte"?
Es mag einer subjektiv montieren, wie er will und für wen auch immer - doch mit dem selbstgewählten Anspruch Arbeiter im Ruhrgebiet zu beschreiben ("typische Gestalt", "exemplarische proletarische Frauenfigur" - so der Klappentext), muß er sich der Realitätsprüfung stellen.
Freiheit hin - Freiheit her, wenn einer sich ausdrücklich auf Menschen bezieht, hat er ihnen gegenüber Verpflichtungen: gerade aufgrund ihrer spezifischen Klassengeschichte, ihrer spezifischen Unterdrückung in 150 Jahren - einbegriffen literarische Diffamierungen, Übersehen und Vergessen -, haben diese Menschen den Anspruch darauf, endlich in ihrer Komplexität beschrieben zu werden.

Einem Literaten soziales Verhalten abzuverlangen heißt konkret: ihm Angemessenheit abzufordern.

Baroth arbeitet so gut wie nirgendwo die überall im Ruhrgebiet erfahrbaren <u>Ambivalenzen</u> menschlicher Verhaltensweisen heraus. Nur der negative Teil, den man gewiß auch findet, wird geschildert, der andere weggelassen: und da wird die Geschichte einfach falsch, subtil manipuliert, gegen die Menschen geschrieben. Montage.
Mit der "boshaften" Beschreibung der Personen gießt Baroth Wasser auf die Mühlen aller bürgerlichen Vorurteile.

Seine Beschreibung liest sich wie die Gelsenkirchener Zeitung um 188o, wo Proletarier nur erwähnt werden, wenn es sich um Schlechtigkeiten handelt.
Das "liebevolle Verständnis" von dem im Werbetext des Umschlags die Rede ist, bezieht sich allenfalls auf Vorgänge wie Essen, auf die Ausstattung der Wohnung, also auf Dinge - aber kaum auf Menschen, schon gar nicht auf die Beziehungen zwischen Menschen.
Wie beim ersten Buch von Baroth fragen wir: Gibt es keine positiven proletarischen Eigenschaften? Oder werden sie - vom "Aussteiger" Baroth mit der Mittelschichten-Brille als minderwertig abqualifiziert?

Man kann einwenden: Ja, aber Baroth hat das nun mal so erlebt. Er stammt aus diesem Milieu. Es sind seine Verwandten, deren Leben er beschreibt. Er muß es wissen.
Es wird hier nicht abgestritten, daß es in einzelnen Familien so zugehen mag. Aber das Schauergemälde ist so durchlaufend schwarz, daß man schon an den Einzelfällen Zweifel bekommt - zumindest wenn man Literatur nicht als Freibrief für jede Form von Erfindung hält.
Schwindeln denn unsere eigenen Nachbarn in der Arbeitersiedlung Eisenheim (und nicht nur sie) seit Jahren, wenn sie uns erzählen, daß die Zeitläufe zwar ungeheuer hart waren, daß sie - die Arbeiter - es jedoch durchaus verstanden, dieser Welt eine Menge abzugewinnen: Menschlichkeit, gegenseitige Hilfe, Zuwendung, Gespräche, Spaß, Feiern und vieles mehr?
Schwindelt Paul Herold Mülheim-Heissen? Schwindelt Paul Andress in Duisburg-Rheinhausen? Schwindeln Stefan Lichtrauter in Duisburg-Homberg? Schwindelt Walter Brenk in Gelsenkirchen-Uckendorf? Grete Damberg in Dortmund-Asseln?
Schwindeln die Malocher im Hof der stillgelegten Zeche Hansemann in Dortmund-Mengede? Sind wir hoffnungslose Romantiker, wenn wir diesen Leuten Positives abgewinnen können?

Es müßte zu denken geben, daß Baroth Kommunikation zwischen Menschen entweder ausklammert oder als gestört oder als zynisch darstellt. Und das in einer Landschaft, in der man sich neben

dem Augenschein auch von empirisch und komplex arbeitenden Sozialwissenschaftlern überzeugen lassen kann, daß die meisten Menschen hier ein geradezu südländisches Bedürfnis nach Kontakten bei der Arbeit und in der Nachbarschaft haben und hatten – weit mehr als es in den sich eher distanziert verhaltenden Mittelschichten der Fall ist.

Baroth beschreibt die Lebensverhältnisse als monoton, erdrückend und einengend. Entkommen – wodurch? Indem man in eine kleinbürgerliche Existenz "aufsteigt".

Die meisten scheitern – wie könnte es anders sein? – Weil sie niemand auf den Aufstieg vorbereitet hat.

Die Schule hat ihnen weder beigebracht, Brutto- und Nettolohn zu unterscheiden (S. 357) noch die Tageszeitung richtig zu lesen (S. 275).

Kritiklos glaubt Baroth an die Schule. Wer " eloquent " ist, muß wenigstens die Realschule besucht haben (S. 359).

Keine Nachfrage, ob vielleicht die Leute im Leben, am Arbeitsplatz und auf der Straße, an tausend Diskussionen mehr lernen als ihnen Schulen jemals beizubringen imstande sind. Was lernt denn ein "Studierter" außer einem Grundwissen einer Spezialdisziplin?

Nicht problematisiert wird die Frage, ob der Aufstieg ins Kleinbürgertum wirklich ein Aufstieg ist.

Es scheint Baroth immer nur um ein "Entkommen" zu gehen – nie um Entwicklung innerhalb der eigenen Schicht.

Spätestens hier wird offenkundig, daß Baroth über Arbeiter nur die Vorstellung von Underdogs hat – aber keine Vorstellung einer Klasse, die sich in einem historischen Prozeß als Ganze nach vorn bewegt, nach vorn bewegen kann.

Baroths Darstellung ist eben keine Klassengeschichte, sondern sie steht in der literarischen Traditinn bürgerlicher Ausschlachtung der Armut als Elend, bei dem man sich auf dem Kanapee liegend – entfernt und genüßlich – das erhebende Gefühl holen kann:

Guck mal, die ...; ich habs doch immer schon gewußt ...; da sieht man ...; Gott sei Dank, daß ich nicht so ... .

Ach, Baroth – die besten Literaten sind eben doch diejenigen, die sich auch in der Geschichte ihrer Gattung kritisch auskennen.

Nachdenken ist endlich nötig über das linke Vorurteil, daß in der proletarischen Existenz nichts als Wert zufinden ist, daß nichts als Wert für entwicklungsfähig zu halten sei, daß dies proletarische Leben als ganzes aufzuheben, wegzuwünschen wäre - mit dem völlig vagen Zielhorizont der abstrakten Arbeiter eines zukünftigen Sozialismus (wenn es dort überhaupt noch Arbeiter gäbe).
Hat sich nicht auch das wilhelminische Bürgertum den "Pöbel" weggewünscht von dieser Erde? - ohne ihn freilich als "Arbeitskraft" entbehren zu können und zu wollen.
Stricken hier Linke nicht dieselbe Masche in anderer Farbe? Vielleicht aus Enttäuschung, daß der Arbeiter nicht das ist, was sie ihm politisch abverlangten - aber gewiß auch aus derselben verständnislosen Distanz wie das zitierte Bürgertum.

Und der Arbeitersohn Baroth - ist er entkommen? Wohin?

Baroth beschreibt: Andere arbeiten zu lassen (S. 364), sich verstellen, um auf Umwegen zum Ziel zu kommen (S. 94), alle Vorgänge des Lebens in Geld umzurechnen (S. 104). Aber das sind am wenigsten proletarische Eigenschaften. Baroth unterschiebt Arbeitern im Grunde die schlechten Eigenschaften der Bürger. Er projeziert aus seiner Aufstiegswelt zurück.
Im ersten Teil des vorletzten Kapitels schreibt Baroth brillant über einen Beamten im Computer-Archiv der Polizei: "Mich ärgert die Art, wie er hier als arroganter Pinkel sitzt und Gericht über die Menschen hält, deren Lebensdaten er speichern läßt" (S. 345).
Ja, Herr Baroth, das ärgert auch uns.
"Herr Gründner war arrogant. Deshalb bemerkte er seine ständigen Kommentierungen gar nicht mehr " (S. 344).
Baroth über Baroth?
Baroth ist kein Beamter. Was haben die ausgezeichnet beschriebenen Verhaltensweisen der Bürokraten mit Baroths Literatur zu tun? Mit Baroth Aufstieg aus dem Proletariat? Mit seinem Aufstieg? Dieselbe Distanz, Kühle, aktenhafte Reduktion - wer will bestreiten, daß ein Polizeibericht nicht empirisch ist?

Aber er hat eben eine außerordentlich eingeschränkte Komplexität. Kein "gesellschaftlicher Kausalkomplex" (Brecht), keine Ambivalenz, keine komplexe Dimensionierung, keine Menschlichkeit.
Arbeiter als Futter zur "Abarbeitung" des einsamen bürgerlichen Individuums[2]. Auch das hat eine lange literarische Tradition - auf der Rechten wie auf der bürgerlichen Linken.
Wer Baroths Buch ernst nimmt, kann Arbeiter eigentlich vergessen. Das wilhelminische Bürgertum - man lese um 1900 nach - hätte diese literarische Vorurteilsmontage bejubelt.